

Als erste österreichische Schauspielerin wurde Silvia Schantl in New York ausgezeichnet

Eine talentierte Streberin

Von Klaus Stimedter, New York

■ Silvia Schantl erhält Preis für beste Hauptrolle.
■ Erste österreichische Schauspielerin, die beim New Yorker Film Festival ausgezeichnet wird.

New York/Wien. Silvia Schantl ist: Moderatorin, Sängerin, Stimm- und Persönlichkeitstrainerin, Model, Darstellerin in Fernsehwerbungen, Organisatorin von Charity-Veranstaltungen sowie, in ihrer Eigenschaft als diplomierte Publizistin, Lehrbeauftragte an den Universitäten Salzburg und Klagenfurt. Sie spricht fließend Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, ein bisschen Russisch, beherrscht die österreichische Gebärdensprache, kann tanzen und Motorrad fahren. Silvia Schantl ist 28 Jahre alt.

Auf die Frage, ob sie diese derartige Ballung von heutzutage auf dem Arbeitsmarkt schwer gefragten Eigenschaften und Fähigkeiten manchen Leuten nicht unheimlich macht, sagt sie: „Nicht wirklich. Ich habe halt immer hart an mir gearbeitet, und aus dem einen hat sich immer das jeweils Nächste ergeben.“

„Das hätte ich nie gedacht“

Schauspielerin ist Silvia Schantl auch, am Theater und im Film. In letzterem Metier hat sie vor kurzem etwas erreicht, das noch keiner anderen österreichischen Schauspielerin vor ihr gelang. Im Rahmen des New York City International Film Festival wurde Silvia Schantl für ihre Darstellung in dem Thriller „22:43“ mit dem „Times Square Award“ für die beste weibliche Hauptrolle ausgezeichnet. Bei der Wahl ließ sie Mitbewerberinnen wie Claudia Cardinale hinter sich.

Ein bisschen ungewohnt sei der Rummel in Manhattan schon gewesen, aber „trotzdem habe ich alles sehr genossen. Dass ich einen Preis gewinnen würde, hätte ich mir nie erwartet. Ich bin Markus Hautz (dem Regisseur) sehr dankbar. Beim Casting habe ich mich eigentlich nur für eine Nebenrolle beworben. Ich war ganz baff, als er mir dann die Hauptrolle angeboten hat.“ Angesichts ih-



Kritisiert an Österreich Kleinkariertheit und Cliqueswesen: Multitalent Silvia Schantl ist soeben in New York als „beste Hauptdarstellerin“ im Thriller „22:43“ ausgezeichnet worden. Foto: Johnny Perez

rer Biografie ein, ganz klischeehaft, buchstäblich hart erarbeiteter Erfolg.

Silvia Schantl, geboren in Graz, aufgewachsen in Kärnten. Der Entschluss, Schauspielerin zu werden, fiel so früh wie spontan. Mit dem Vater sei sie als 16-Jährige vor dem Fernseher gesessen, es lief eine Seifenoper. Nachdem sie nicht aufhören wollte, die ihrer Meinung nach unfähigen Darstellerinnen zu kritisieren, begriff sie die Frage des Vaters, „ob ich es wirklich besser kann als die im Kastl“, als Herausforderung. Tags darauf telefonierte sie alle in der näheren Umgebung befindlichen Schauspielschulen durch und landete kurze Zeit später in Klagenfurt, wo sie sich in der Folge ihre ersten Sporen am Stadttheater verdiente. Zwischen Stationen in Graz und Wien absolvierte sie ihre Studien und schuf sich nicht ein zweites, sondern gleich mehrere berufliche Standbeine.

In der Werbung stellt Schantl ihre stimmlichen und darstellerischen Qualitäten seit langem un-

ternehmen wie Milka oder Opel zur Verfügung; in Österreich ist bisher lediglich ihre Stimme zu hören gewesen – sie ist die Sprecherin des Bipa-Werbespots. Angesichts des unerwarteten Erfolgs will sich Schantl jetzt aber voll auf den Job als Schauspielerin konzentrieren. „Ich hoffe, dass ich mir künftig meine Rollen besser aussuchen kann. Ich will definitiv selektiver werden.“

Erfolgreicher Trip

Für Schantl, Hautz und ihre Mannschaft hat sich der Trip nach Amerika ausgezahlt. Nach der Weltpremiere im Rahmen des International Film Festival von Anchorage, Alaska, siegte „22:43“ in New York auch in den Kategorien „Beste Nebendarstellerin“ (Times Square Award für Laila Alina Reischer) und in der Kategorie „Beste Original-Filmmusik“. Der Film ist ein komplexes Drama um einen erfolglosen Wiener Schriftsteller und dessen Lebensgefährtin, das mit mehreren Erzählsträngen unterschiedlichen Zeitebenen ver-

bindet. Mit dem seit der Oscar-Verleihung an Stefan Ruzowitzkys „Die Fälscher“ 2008 und der an Christoph Waltz für seine Darstellung eines SS-Offiziers in Quentin Tarantinos „Inglourious Basterds“ (2009) neu erweckten Interesse der Amerikaner am österreichischen Film habe dies aber kaum zu tun, meint Schantl: „In Österreich ist es nach wie vor sehr schwierig, Filme zu machen. Die Kleinkariertheit, der man oft begegnet, bildet immer noch eher die Regel als die Ausnahme. Und was die Auswahl der Schauspieler angeht, gibt es immer noch viele geschlossene Cliques, die sich gegenseitig die Rollen zuschanzen.“

An ihrem derzeitigen Wohnsitz Wien will sie trotzdem bleiben, „auch wenn sich durch den Erfolg des Films natürlich viele Möglichkeiten ergeben haben.“ Neben dem beruflichen Erfolg verzeichnete Schantl in New York ganz nebenbei auch einen privaten: Ihr Freund, ein angehender Arzt für plastische Chirurgie, hielt um ihre Hand an. Erfolgreich. ■

Von allem, vom Besten und noch viel mehr

Von Robert Quitta, Bukarest

■ Alle zwei Jahre findet in Bukarest eines der größten Musikfestivals der Welt statt. Der attraktivste Spielort ist das Ateneul Roman, eine Oase der Kunst inmitten von verfallenden Prachtbauten und glasverspiegelten Bankzentralen. Sobald man sich mit der geschmacklich gewöhnungsbedürftigen Innendekoration versöhnt hat, wird man dafür mit einer unheimlich warmen Akustik belohnt. Hier finden vor allem die Matineen zeitgenössischer Musik und die Barock-Nachtschiene statt – etwa Venice Baroque Orchestra, Austrian Baroque Company, Complesso Barocco.

Größen der Klassikwelt

Nicht ganz so gern betritt man die Sala Patului, eine riesige, 4000 Zuschauer fassende Halle im ehemaligen kommunistischen Parteitagsgelände. Wenn ebendort bei der Eröffnung die 10. Symphonie Schostakowitschs gegeben wird, passt es dann auch schon wieder. Die aufwühlende Interpretation der Den Haager Philharmonie unter Christian Badea gehörte gemeinsam mit Alan Curtis (leider gekürzt) Ariodante, dem man durchaus gerne bis zur Morgenröte gelauscht hätte, zu den bisherigen Höhepunkten.

Einen Tiefpunkt markierte hingegen der „Lohengrin“ an der Nationaloper, in einer Grottenbahnszeneninszenierung mit einem patzenden Orchester und rumpelnden Sängern.

Bis zum 25. September werden sich hier noch Größen der Klassikwelt wie Daniel Barenboim, Peter Ruzicka, HK Gruber, Murray Perahia, Valery Gergiev, Zubin Mehta, Ton Koopman, Antonio Pappano, Franz Welser-Möst, Daniele Gatti den Taktstock in die Hand geben.

Wenn er schon einmal in Rumänien weilt, wird es der Enescu-Liebhaber nicht verabsäumen, auch einen Ausflug nach Sinaia, dem „rumänischen Semmering“, zu unternehmen. Direkt an der Bahnstrecke, die derzeit ausgebaut wird, liegt die liebevoll restaurierte Sommer-Villa des rumänischen Geigenvirtuosen und Komponisten George Enescu (1881 bis 1955). Hier lässt sich ein Hauch seiner Inspiration, ein Echo seines Geigenspiels erhaschen. ■

Kurz notiert

Der „Vater der Pop Art“ Richard Hamilton ist tot

Der britische Vorreiter der Pop Art, Richard Hamilton, ist tot. Der Künstler starb am Dienstag im Alter von 89 Jahren, teilte seine Kunstgalerie mit. Hamilton war als Vater der Pop Art bekannt, einer Kunstrichtung, die in den 50er Jahren entstand und durch die ironische Verwendung von Motiven aus der Popkultur gekennzeichnet ist. Die Werke Hamiltons hatten häufig einen politischen Hintergrund. Unter anderem zeigte der Künstler den Rolling-Stones-Sänger Mick Jagger in Handschellen und den britischen Ex-Premier Tony Blair als Cowboy. Zuletzt arbeitete Hamilton an einer Retrospektive, die in Los Angeles, Philadelphia, London und Madrid zu sehen sein soll.

Brut Wien meint, Video gehört auf die Bühne

Das Theaterhaus Brut Wien setzt den Schwerpunkt in seiner fünften Saison ganz auf Performance und Videokunst. Unter dem Motto „Video gehört auf die Bühne!“ zeigen diverse Künstler ihre Produktionen. Den Auftakt am kommenden Freitag macht die Wiederaufnahme von Gini Müllers „Who shot the Princess? Boxstop Telenovelas“. Eine Woche darauf moderiert die Künstlerin auch ein dreitägiges Symposium namens „Melodrama und Rebellion“ das sich mit melodramatischen Erzähl- und Aktionsformen beschäftigt. Neu ist in der kommenden Saison die „brutkarte“. Sie ist für 30 Euro pro Jahr erhältlich und bietet ermäßigten Eintritt zu allen Vorstellungen.

Diogenes-Gründer Daniel Keel ist gestorben

Der Gründer des Diogenes Verlags, Daniel Keel, ist mit 80 Jahren in Zürich verstorben. In seiner Tätigkeit als Verleger genoss Keel hohes Ansehen bei Autoren und Kollegen. Friedrich Dürrenmatt, dessen Werke alle im Diogenes Verlag erschienen, bescheinigte Keel die Angewohnheit „alles zu lesen, was er verlegte“. Donna Leon, auch eine Keel-Entdeckung, sagte: „Es gibt viele gute Bücher, aber sehr wenige gute Verleger. Die Bücher mögen von mir sein, aber der Erfolg gebührt Daniel Keel.“ Der erst kürzlich verstorbene Vicco von Bülow alias „Loriot“ zählt zu den frühen Entdeckungen des Verlegers. Daniel Keel führte Diogenes seit seiner Gründung 1952 bis zuletzt. ■

WIENER ZEITUNG ■

Morgen:

Der ausführliche Wegweiser durch die Kulturwoche.

Gut zu wissen.

